

DREI SIND SCHON TOT.

ICH BIN
NUMMER

PITTACUS
LORE

VIER

ROMAN



a

aufbau

Während Henri den Mietvertrag unterschreibt, erkundigt sie sich nach meinem Alter und erzählt, dass ihre etwa gleichaltrige Tochter auf die örtliche Highschool gehe. Sie ist sehr freundlich und entgegenkommend, offensichtlich plaudert sie gern. Zu dritt gehen wir ins Haus.

Drinnen sind die meisten Möbel mit weißen Laken verhüllt. Auf den unbedeckten liegt zentimeterdick Staub, dazwischen tote Insekten. Die Jalousien in den Fenstern sehen brüchig aus, die Wände sind mit billigem Sperrholz getäfelt. Es gibt zwei Schlafzimmer, eine ziemlich kleine Küche mit lindgrünem Linoleumboden und ein Bad. Das Wohnzimmer ist ein großes Rechteck auf der Vorderseite des Hauses mit einem Kamin in der hintersten Ecke. Ich werfe meine Tasche auf das Bett im kleineren Schlafzimmer, in dem ein riesiges ausgebleichenes Poster von einem Footballspieler hängt; sein Trikot ist in einem grellen Orange. *Bernie Kosar, Quarterback, Cleveland Browns* steht darunter.

»Komm, verabschiede dich von Mrs. Hart!«, ruft Henri aus dem Wohnzimmer.

Mrs. Hart steht mit ihm an der Tür. Sie sagt, ich solle mich in der Schule nach ihrer Tochter umschaun, vielleicht könnten wir Freunde werden. Ich lächle und antworte: »Ja, das wäre nett.«

Sofort nachdem sie gegangen ist, entladen wir den Truck. Je nachdem, wie schnell wir einen Ort verlassen müssen, reisen wir entweder sehr leicht – also nur mit den Sachen, die wir anhaben, Henris Laptop und dem kunstvoll geschnitzten lorienischen Kasten, den wir überallhin mitnehmen – oder bringen ein paar Dinge mit, meistens Henris andere Computer plus Zubehör; alles, was er für Sicherheitsmaßnahmen und Internetrecherche nach Informationen und Ereignissen, die mit uns zusammenhängen könnten, benötigt. Diesmal haben wir den Kasten dabei, die beiden Hochleistungscomputer, vier Fernsehmonitore und vier Kameras. Auch einiges zum Anziehen ist

eingepackt, obwohl nicht viele der Klamotten aus Florida für Ohio geeignet sind. Henri trägt den Kasten in sein Zimmer, danach schleppen wir alle Geräte in den Keller, wo er sie aufstellen wird und kein Besucher sie entdecken kann. Sowie alles im Haus ist, baut er die Kameras auf und schaltet die Monitore ein.

»Vor morgen früh haben wir hier kein Internet. Aber wenn du morgen in die Schule gehen willst, kann ich dir deine neuen Dokumente ausdrucken.«

»Muss ich dir beim Putzen und Einrichten helfen, wenn ich hierbleibe?«

»Ja.«

»Klar, ich gehe in die Schule«, sage ich.

»Dann leg dich lieber rechtzeitig schlafen.«

4

Eine andere Identität, eine andere Schule. Ich habe den Überblick darüber verloren, wie viele es im Laufe der Jahre gewesen sind. Fünfzehn? Zwanzig? Immer eine kleine Stadt, eine kleine Schule, immer die gleiche Routine. Neue Schüler fallen auf. Manchmal zweifele ich an unserer Strategie, ausschließlich in Kleinstädten zu wohnen, weil es schwierig, fast unmöglich ist, dort unbemerkt zu bleiben. Aber ich kenne Henris Grund: Genauso wie für uns ist es auch für *sie* unmöglich, unbemerkt zu bleiben.

Am nächsten Morgen fährt Henri mich zur Schule, die drei Meilen von unserem Haus entfernt ist. Sie ist kleiner als die meisten anderen, in denen ich war, und ziemlich unscheinbar, einstöckig, lang und niedrig. Ein Wandbild von einem Piraten mit einem Messer zwischen den Zähnen bedeckt die Außenwand neben dem Vordereingang.

»Du bist also jetzt ein Seeräuber?«, fragt Henri neben mir lakonisch.

»Sieht so aus.«

»Du weißt, wie du dich zu verhalten hast.«

»Das ist nicht mein erstes gekapertes Schiff.«

»Lass sie nicht deine Intelligenz spüren. Das nimmt sie gegen dich ein.«

»Nicht im Traum.«

»Bleib unauffällig, zieh keine Aufmerksamkeit auf dich.«

»Wie eine Fliege an der Wand«, verspreche ich.

»Und kränke niemanden. Du bist viel stärker als alle anderen.«

»Ich weiß.«

»Das Wichtigste: sei bereit, jederzeit abzuhaue. Was hast du in deinem Rucksack?«

»Trockenobst und Nüsse für fünf Tage. Extrasocken und Thermounterwäsche. Regenjacke. Ein tragbares Navi. Ein Messer, als Füller getarnt.«

»Das musst du immer bei dir behalten.« Henri holt tief Luft. »Und achte auf Zeichen. Dein Erbe kann jeden Tag zum Vorschein kommen. Verbirg es unter allen Umständen und ruf mich sofort an.«

»Ich weiß, Henri.«

»Jeden Tag, John«, wiederholt er. »Wenn deine Finger zu verschwinden scheinen, wenn du schwebst oder heftig zitterst, wenn du die Muskelbeherrschung verlierst oder Stimmen hörst, obwohl niemand redet - irgendetwas, dann rufst du mich an.«

Ich klopfe auf meine Tasche. »Da ist mein Handy.«

»Ich werde hier nach der Schule auf dich warten. Viel Glück da drin, Kleiner!«

Ich lächle ihm zu. Heute ist er fünfzig. Als wir ankamen, war er vierzig. Sein Alter machte die Umstellung schwieriger. Er spricht immer noch mit einem starken lorientischen Akzent, der oft für Französisch gehalten wird. Am Anfang war das ein gutes Alibi, er nannte sich also Henri und ist seither dabei geblieben. Nur den Nachnamen wechselt er, damit er zu meinem passt.

»Dann gehe ich jetzt mal und mische den Laden auf«, sage ich.

»Mach's gut.«

Wie bei den meisten Highschools hängen jede Menge Schüler davor herum, ordentlich in Gruppen aufgeteilt: die Sportfanatiker und die Cheerleader, die Bandmusiker mit ihren Instrumenten, die schlauen Köpfe mit ihren Brillen, Büchern und Handys, die Kiffer mit Abstand an der Seite, ohne die anderen wahrzunehmen. Ein Junge, schlaksig, dicke Brillengläser, steht allein. Er trägt ein schwarzes NASA-T-Shirt und Jeans, mehr als fünfzig Kilo kann er nicht wiegen. Durch ein Fernrohr betrachtet er den Himmel, der fast ganz von Wolken bedeckt ist.

Dann fällt mir ein Mädchen auf, das Fotos macht und sich dabei locker eine Gruppe nach der anderen vornimmt. Es ist unglaublich schön mit glatten blonden Haaren bis über die Schultern, elfenbeinfarbener Haut, hohen Wangenknochen und sanften blauen Augen. Alle scheinen es zu kennen und begrüßen es mit großem Hallo, niemand hat etwas dagegen, von ihm fotografiert zu werden.

Das Mädchen bemerkt mich, lacht und winkt. Warum bloß? Ich drehe mich um, vielleicht steht jemand hinter mir. Zwei Kids reden über ihre Hausaufgaben, aber sonst ist da niemand. Die Fotografin kommt lächelnd auf mich zu. Noch nie habe ich ein Mädchen getroffen, das so unfassbar gut aussieht, schon gar nicht mit ihm geredet, und ganz bestimmt hat mir noch keines gewunken und mich angelacht, als wären wir befreundet. Augenblicklich bin ich nervös und werde rot. Aber auch das mir anezogene Misstrauen steigt in mir hoch.

Als die Fotografin näher kommt, hebt sie die Kamera und fängt an, Bilder zu machen. Ich hebe die Hände vors Gesicht. Sie senkt die Kamera und lächelt wieder. »Sei doch nicht so schüchtern.«

»Bin ich nicht. Ich will nur deine Linse schützen. Mein Gesicht könnte sie zerbrechen.«

Sie grinst. »Mit dieser Grimasse vielleicht. Versuch zu lächeln.«

Ich ziehe die Mundwinkel ein bisschen nach oben. Ich bin so nervös, gleich werde ich explodieren! Ich spüre, wie mein Hals brennt und meine Hände warm werden.

»Das ist kein richtiges Lächeln. Zum Lächeln gehört, dass du die Zähne zeigst.«

Ich grinse breit und sie macht Aufnahmen. Für gewöhnlich lasse ich keine Fotos von mir zu. Wenn sie im Internet oder in einer Zeitung auftauchten, wäre es viel einfacher, mich zu finden. Zweimal ist das vorgekommen, und Henri war rasend wütend, besorgte sich die Fotos und vernichtete sie. Wenn er wüsste, was ich gerade hier tue, bekäme